

Familiäre Konflikte und gesellschaftliche Spannungsfelder

Einführung

Ehe sind Mann und Frau. Familie sind Mann, Frau, Kinder und Gerät zum Leben und Wohnen. Familie ergab sich durch Jahrtausende hin aufgrund von den den Menschen innewohnenden, unreflektierten, biologischen und psychologischen Gesetzen und gesellschaftlichen Konsequenzen. Zweifellos ist sie die Urform menschlicher Gemeinschaft. In ihrem »Wie« ist sie schon von verschiedenen Traditionen, Gesetzen, Riten, Formen, gesellschaftlichen, hierarchischen, menschlichen Prinzipien und Tabus geprägt worden, die sich in weiten historischen Rhythmen und durch die Stämme, Völker und Gemeinwesen hin änderten und ändern.

Auch die Struktur der Familie ist heute in einer Wandlung begriffen, wovon wir noch nicht wissen, wohin diese Wandlung mündet. Auch die Wohngemeinschaften junger Menschen – vor allem an den Universitäten – scheinen mir einer menschlichen Notwendigkeit zu entsprechen und in veränderter, doch nicht absolut neuer Weise das alte Familienmodell zu umkreisen. Die sogenannte Pille hat den Aktions-, nicht aber den Freiheitsraum vergrößert und die Menschen als einzelne und Gemeinschaften nicht konfliktfreier gemacht. Die Erfahrungen haben uns darüber belehrt.

Ehe und Familie sind – oder besser haben – Intimbereiche. Aber man kann sich darin und damit nicht von der Welt und der Gesellschaft absetzen. Immer war und ist die Familie aktiv und passiv gesellschaftsbezogen. Weshalb das Schließen einer Ehe, das Verheiratetsein oder das heute vielgeübte Zusammenleben wie Verheiratete als Unverheiratete keineswegs nur Privatsache ist, wie viele meinen.

Wenn in einem Wohnblock auch 120 Familien oder Wohngemeinschaften beziehungslos neben-, über- und untereinander wohnen, so gelangen Wirkungen aus der Gesellschaft dort hinein oder von dort in die Gesellschaft über die gedruckten und gefunkteten Massenmedien, über die Straße, die Vielfalt der Schaufenster, über die Schulen und Bildungseinrichtungen, Arbeitsplätze, Vergnügungsstätten, Gruppen usw.

Das alles ist ein lautstarkes und lautloses Dauerfeuer, das sich psychologisch-politisch zu einem großen zerstörerischen Knall eskalieren kann. Die Wirklichkeit führt uns das in aller Welt vor.

Sie, verehrter Herr Professor Kaufmann, haben sich besonders mit Untersuchungen über Familienfragen befaßt. Darum werden Sie gewiß aus diesen nur angedeuteten Kohlestrichen deutlichere und zuverlässigere Konturen entwickeln.

H.-J. N.

F. X. Kaufmann,
Familiale Konflikte und
gesellschaftliche Spannungsfelder
S. 167 - 188

Wir wollen für unsere Überlegungen von der Voraussetzung ausgehen, daß die Familie eine stabile, d. h. in ihrer gesellschaftlichen Existenz auf absehbare Zeit unbedrohte Institution auch der zeitgenössischen Gesellschaft sei, eine zunächst konservativ oder gar reaktionär anmutende These. Widerspricht ihr nicht die seit dem Beginn des Industriezeitalters immer wiederholte Diagnose von der »Krise der Familie« – und muß solche Krise nicht irgendwann zur Entscheidung führen, zur Auflösung der Familie oder zu ihrem Ersatz in den für unerläßlich angesehenen Funktionen? Wird nicht endlich in unserer Zeit ein Geschlecht heranwachsen, das diese veraltete Institution sexueller Unterdrückung sprengt und ein freies Verhältnis zwischen den Geschlechtern und Generationen aufzubauen imstande ist?

Ich könnte nun zunächst darauf hinweisen, daß bereits das mir gestellte Thema »Familiäre Konflikte und gesellschaftliche Spannungsfelder« die Existenz von Familie voraussetzt und nicht problematisiert. Aber wir gewinnen nur einen Zugang zu diesem Problem, wenn wir das Thema in den radikaleren Rahmen stellen, in den es gerade die jüngste Familien- und Gesellschaftskritik gestellt hat¹. Denn die Forderung nach der Abschaffung der Familie in Form einer rechtlich auf Dauer gestellten und durch den gesellschaftlichen Legitimationszusammenhang auch motivationsmäßig zusammengeschweißten Einheit eines monogamen Elternpaares mit seinen heranwachsenden Kindern und der daraus meist resultierenden lebenslangen Bindung der Generationen verheißt gleichzeitig die Abschaffung der Leiden und Konflikte, denen der Mensch in seinem primären Erfahrungszusammenhang und in seinem Kampf um Identitätsfindung ausgesetzt ist.

Doch die Rede von der Krise der Familie kommt meist nicht von »links«, sondern von »rechts«, und so ist es verständlich, daß die These von der gesellschaftlichen Stabilität der Familie leicht als Parteinahme, als Trost oder als Beschwichtigung derjenigen verstanden wird, die an der Aufrechterhaltung des Status quo interessiert sind, und daß sie gleichzeitig als eine Art Entmutigung für jedes Ausbrechen aus der Tradition verstanden wird.

Lassen Sie mich deshalb sogleich hinzufügen, daß gesellschaftliche Stabilität der Institution Familie weder Unwandelbarkeit der familiären Beziehungen noch unproblematische Funktionsfähigkeit der Familien in unserer Gesellschaft, noch endlich gar Konfliktlosigkeit als typisches Merkmal oder gar als Norm des Familienlebens in der Gegenwartsgesellschaft bedeutet. Zumindest finden solche Forderungen keinerlei Grundlage in der realen gesellschaftlichen Verfassung der Familie.

Ich möchte in meinen Ausführungen zunächst diese These in mehr oder weniger deskriptiver Form begründen und dann anschließend versuchen, Sie zu einem tieferen Verständnis der dargestellten Phänomene zu führen.

1. Empirische Befunde

1.1. Stabilität der Familie

Stabilität von Familie bedeutet nach unserem Verständnis zunächst sehr einfach, daß die bis zur Erreichung der Unsterblichkeit des Menschen für den Fortbestand von Gesellschaft unerläßliche Funktion der Reproduktion der Bevölkerung typischerweise an *eine* bestimmte Form menschlichen Zusammenlebens in gesellschaftstypischer Weise gekoppelt bleibt, nämlich an die Wohn- und Haushaltsgemeinschaft der Erzeuger mit den von ihnen Erzeugten, zumindest bis an die Schwelle des Erwachsenenalters. Eine Auflösung der Institution Familie wäre gegeben, wenn in gesellschaftstypischer Weise eine Entkoppelung der Merkmale dauerhafter Paarbeziehung der Eltern und Zusammenleben von Eltern mit ihrem Nachwuchs stattfände oder wenn an die Stelle der Paarbeziehung neue Kulturmuster zwischengeschlechtlicher Dauerbeziehungen träten. Bereits ein kurzer Blick auf die amtliche Statistik zeigt uns, wie stabil in diesem Sinne die Institution der Familie in unserer Gesellschaft ist. Über 90 Prozent der Bevölkerung heiraten im Laufe ihres Lebens wenigstens einmal. Rund 94 Prozent aller Kinder werden ehelich geboren, ein deutlich höherer Prozentsatz als beispielsweise im letzten Jahrhundert. Weniger als 20 Prozent aller Ehen werden geschieden, wobei die Scheidungshäufigkeit der Erst-Ehen noch geringer liegt, da die Wahrscheinlichkeit erneuter Scheidungen bei Geschiedenen zunimmt. Das einzige Anzeichen für eine mögliche Infragestellung der Familie könnte in dem nun seit rund zehn Jahren zu beobachtenden massiven Geburtenrückgang der deutschen Bevölkerung gesehen werden, doch hat eine genauere Analyse der Ursachen und Komponenten dieses Geburtenrückgangs gezeigt, daß er in ganz überwiegendem Maße auf einem Rückgang der Mehrkinderfamilie beruht und nicht etwa auf einer überproportionalen Zunahme dauerhaft kinderloser Ehepaare². Der beste Beweis für die Stabilität der Institution Familie ist vielleicht in der Tatsache zu erblicken, daß trotz des Geburtenrückgangs immer noch etwa ein Drittel aller Erstkinder einer Ehe vor der Ehe gezeugt werden, so daß also gerade die erwartete Ankunft eines Kindes zur Legalisierung der Partnerbeziehung führt.

Bestandsvoraussetzung der Familie in diesem Sinne ist also die Aufrechterhaltung des kulturtypischen Musters familiärer Rollen: Vater, Mutter, Söhne und Töchter bzw. Geschwisterrollen – offen ist dagegen sowohl der Wandel dieser Rollenbeziehungen als auch die Frage, inwieweit ein solches soziales System eine isolierte Haushalts- und Wohngemeinschaft zu bilden hätte, wie es nach wie vor die Regel darstellt.

Wer von der Krise der Familie spricht, meint meistens die Krise eines bestimmten – häufig als spätbürgerlich apostrophierten – Familientypus, wobei bei genauerem Hinsehen durchaus zahlreiche Wandlungen des Familien-

typus festzustellen sind, von dem unterschiedliche Generationen behaupten, er sei »in der Krise«. Hinzu kommt, daß auch in unserer Gesellschaft unterschiedliche Familientypen koexistieren und auch in der Vergangenheit koexistiert haben. Die sogenannte Großfamilie war immer nur ein Phänomen der Privilegierten. In den Unterschichten war die sogenannte Kleinfamilie seit jeher die Regel. Das immer noch kolportierte familiensoziologische Theorem einer »Entwicklung von der Großfamilie zur Kleinfamilie« ist wissenschaftlich längst widerlegt.

Wir können also festhalten, daß die These von der gesellschaftlichen Stabilität der Institution Familie keineswegs erhebliche Wandlungen in bezug auf Struktur der typischen familiären Muster wie auch in bezug auf Wohn- und Haushaltsweise der familiären Gruppen ausschließt. Allerdings ist zu vermuten, daß sowohl politische Faktoren wie auch ökonomische Verwertungsinteressen und nicht zuletzt die habitualisierten Aufstiegs motive der Individuen einer Veränderung des dominierenden Phänotypus der Familie etwa im Sinne größerer Haushaltsgemeinschaften entgegenstehen. Umgekehrt könnte gerade dies ein auch Minderheiten durchaus zugänglicher Mechanismus des Ingangsetzens sozialer Transformationen und gesellschaftlich relevanter Motivlagen werden. Da dies jedoch nicht unser eigentliches Thema ist, möchte ich es bei diesen wenigen Hinweisen bewenden lassen.

1.2. Zur Funktionsfähigkeit des gesellschaftlichen Familientypus

Wenn auch das Muster der sogenannten vollständigen Kernfamilie von Vater, Mutter, Sohn und Tochter bzw. Mann, Frau, Bruder, Schwester zuzusagen konkurrenzlos für die Reproduktionsfunktion dasteht – alle Formen der Heimerziehung wie auch das Pflegestellenwesen werden im allgemeinen als defiziente oder höchstens subsidiäre Formen kindlicher Sozialisation angesehen –, so bedeutet dies noch lange nicht, daß alle Kinder in derart vollständigen Familien aufwachsen und daß alle vollständigen Familien den im gesellschaftlichen Familientypus verkörperten Erwartungen entsprechen.

Wir verfügen hierzu über keine genauen Statistiken, doch darf geschätzt werden, daß eine erhebliche Minderheit der Kinder nicht in einer gesellschaftstypischen Familiensituation aufwächst: Uneheliche Kinder, Halb- und Vollwaisen wie auch die Kinder aus geschiedenen Ehen (inkl. der Stiefelternkinder) stellen den Hauptteil dieser Gruppe. Allerdings ist der Anteil der Kinder aus vollständigen Familien an den Minderjährigen in Fürsorgeerziehung keineswegs gering⁴. Wir verfügen leider noch über keinerlei verlässliche Daten zur Lebenssituation dieser »atypischen Fälle«, an denen auch die bisherige Familienpolitik nahezu vollständig vorbeigegangen ist. Auch unsere folgenden Überlegungen gehen immer vom gesellschaftstypischen Fall aus und lassen gerade diese vermutlich problemträchtigste Gruppe außer Betracht.

Aber auch im Bereich der sogenannten vollständigen Familien kann keineswegs davon ausgegangen werden, daß die von ihnen erwarteten gesellschaftlichen Funktionen in der Regel adäquat erfüllt werden. Der Versuch, genauere Aussagen in bezug auf diese Funktionserfüllung zu machen, stößt allerdings in ein Dickicht miteinander verflochtener Erfahrungen, Werthaltungen, Vorurteile und punktueller nachprüfbarer Daten, so daß es mir wenig sinnvoll scheint, Ihnen hierzu irgendwelche dubiosen Zahlen mitzuteilen. Sobald wir nämlich den Bereich des biologisch festgelegten (wie Geschlecht und Alter) und des gesetzlich normierten (wie Familienstand, elterliches Sorgerecht oder Wohnsitz) verlassen, verläßt uns auch die amtliche Statistik, und wir sind auf den Bereich der empirischen Sozialforschung angewiesen, die im Bereich der familiensoziologischen Forschung bisher wenig Ruhmesblätter aufzuweisen hat. Das ist einerseits aus dem geringen politischen und wissenschaftlichen Interesse, das Familie in den letzten Jahren erfahren hat, zu erklären, andererseits aber auch tiefer begründet, weil jede Aussage über Funktionen oder Dysfunktionen von Familien oder – um gleich den wichtigsten Bereich zu nennen – etwa von erfolgreicher oder nicht erfolgreicher familiärer Sozialisation – auf Wertungen beruht, die größtenteils in unserer Gesellschaft keineswegs unumstritten sind. Am stärksten erforscht wurden – wenn auch weit mehr im Ausland als in Deutschland – schicht- oder klassenspezifische Unterschiede kindlicher Sozialisation, die man in der Regel der Lebenslage, den Wertorientierungen und dem Erziehungsverhalten der Eltern, also familiären Faktoren, zuschreibt⁵. Aus diesen Befunden wird dann häufig gefolgert, daß die Familie eine zentrale Instanz der Reproduktion sozialer Ungleichheit sei. Eine weitere wichtige Quelle der Kritik familiärer Sozialisationsfunktionen entstammt dem Material der Psychoanalyse, die in der neuesten Familienkritik durch gesellschaftstheoretische Analysen zu untermauern gesucht wird. Eine der größten Schwierigkeiten, hier forschungsmäßig weiterzukommen, liegt in der unterschiedlichen Auffassung wünschenswerter Sozialisationseffekte, wobei diese Unterschiede um so größer werden, je »gesellschaftsnäher« die erwarteten sozialisierten Eigenschaften sind. Ist man bescheidener und bezieht sich auf relativ elementare Eigenschaften, wie freie Motorik, Hygiene, differenzierte Wahrnehmungs- und Orientierungsfähigkeit, Konzentrationsfähigkeit, Leistungsmotivation, Kommunikationsfähigkeit, Initiative und Entscheidungsfähigkeit, so dürften diese Bezeichnungen wohl relativ wenig kontrovers sein, womit aber noch keineswegs garantiert ist, daß sich diese Eigenschaften auch in allgemein vergleichbarer Weise feststellen, also operationalisieren lassen⁶. Wir wissen also nur auf sehr vermittelte Weise über die tatsächliche Funktionsfähigkeit unseres heutigen Familiensystems, soweit es die Sozialisationsfunktion angeht, denn beispielsweise Schulversagen oder auffällige, wenn nicht gar kriminalisierte Verhaltensweisen sind vermutlich nur zum Teil familienbedingt⁷.

Im übrigen sollte nicht vergessen werden, daß die Familie faktisch nicht nur die Reproduktions- und Sozialisationsfunktion wahrnimmt, sondern einen weiten Bereich anderer Funktionen, die man etwa am besten unter dem Begriff Regenerationsfunktion zusammenfassen könnte: Ernährung, Erholung, Körper- und Gesundheitspflege und nicht zuletzt die emotionale Verarbeitung einer Vielfalt von Frustrationen, die keineswegs nur familiären Ursprungs sind, vollziehen sich im Regelfalle in der Familie. Inwieweit sie sich dort adäquat vollziehen – und worin die Adäquanz gesehen wird –, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir können wiederum nur auf einige offenkundige Phänomene aufmerksam machen: Im Gesundheitsbereich etwa auf Bewegungsarmut und Überernährung sowie auf Trink- und Rauchgewohnheiten, die zweifellos nicht unabhängig von der familiären »Kultur« sind; der hohe Anteil potentiell oder aktuell neurotischer Persönlichkeiten; Formen jugendlicher Freizeitgestaltung, die auf das Fehlen entsprechender innerfamiliärer Freizeitangebote hindeuten, usw. Inwieweit derartige Phänomene primär familiär verursacht sind und Familie hier lediglich als durch Außeneinflüsse überforderter Ort anzusehen ist, entzieht sich wiederum unserer Kenntnis.

1.3. Die Konflikthaftigkeit der modernen Familie

Es kann von daher nicht verwundern, daß wir über Art und Ausmaß familiärer Konflikte in unserer Gesellschaft nur sehr dürftig informiert sind. Quantitative Angaben besitzen wir lediglich auf dem Niveau der Umfrageforschung: So ging kürzlich durch die Presse, daß rund zwei Drittel aller befragten Jugendlichen auf die Frage »Wie kommst du mit deinen Eltern aus?« die Antwortvorgaben »gut« oder »ziemlich gut« gewählt haben. In einer Repräsentativerhebung zum Problem der Ehescheidung »gaben 11 Prozent der Befragten an, es käme mehrere Male im Monat zu »ernsten Meinungsverschiedenheiten« mit dem Ehepartner – und zwar bei berufstätigen Frauen deutlich häufiger als bei nichtberufstätigen, bei Befragten mit geringerer Schulbildung etwas häufiger als bei Befragten mit Abitur. Als Anlässe werden überwiegend »Nichtigkeiten« (38 Prozent), dann aber auch Fragen der Kindererziehung (22 Prozent) und des Geldes (14 Prozent) angegeben.« Mehr als drei Viertel aller verheirateten Mütter bezeichneten 1973 ihre Ehe als »sehr glücklich« oder »glücklich«, wobei der Anteil dieser Mütter mit zunehmendem Alter der Kinder stark zurückgeht. Glücksgefühle und Zufriedenheit der Mütter in der Ehe scheinen mit Wohlstand und Schichtlage zusammenzuhängen, doch ergibt sich kein eindeutiger Zusammenhang mit der Berufstätigkeit der Mütter⁹. Am wenigsten ist über die Position des Vaters in diesem Zusammenhang bekannt, was nicht von ungefähr kommen dürfte, da die Vaterrolle in unserer Gesellschaft von allen Familienrollen wohl am wenigsten klare Konturen aufweist.

Bereits aus den Umständen der Umfrageforschung ergibt sich, daß derartige Daten kein allzu hoher Informationswert zuzumessen ist. Familiäre Konflikte werden überwiegend als Privatangelegenheiten betrachtet, und es ist von daher nicht anzunehmen, daß sie in der halböffentlichen Situation eines Interviews angemessen zum Ausdruck kommen. Daneben spielen sozialpsychologische und normative Faktoren eine erhebliche Rolle zur Bestimmung dessen, was als »gutes Auskommen«, »Konflikt« oder »Glück« gilt. Der Grad der Auseinandersetzungen, so wie ihn Dritte etwa in bezug auf Lautstärke, verwendetes Vokabular oder angedrohte bzw. realisierte Sanktionen wahrnehmen, kann von den Beteiligten ganz unterschiedlich empfunden werden: Was dem Beobachter als Konflikt erscheint, braucht in den Augen der Beteiligten keiner zu sein. Die Sozialpsychologie faßt dieses Problem vor allem mit dem Begriff des Anspruchsniveaus, und zwar spielen bei so komplexen Problemen wie »Konflikten« in der Regel unterschiedliche Anspruchsniveaus eine Rolle, etwa hinsichtlich der Dringlichkeit eines bestimmten Bedürfnisses, der Bedeutung eines guten Verhältnisses zu denjenigen Familienmitgliedern, mit denen man in einem Interessengegensatz steht, in bezug auf die Einschätzung bestimmter Verhaltensweisen, wie Verbalinjurien, Schläge oder Liebesentzug usw. Derartige Anspruchsniveaus sind vermutlich teilweise familiär, teilweise schichtspezifisch, teilweise durch nationale kulturelle Traditionen bedingt, um nur die wichtigsten sozialen Bestimmungsfaktoren zu erwähnen. Bereits diese kurze Aufzählung dürfte deutlich machen, wie schwer es ist, in einem solchen Feld durch direkte Befragung oder auch durch teilnehmende Beobachtungen zu einem wirklich adäquaten Bild der Konflikthaftigkeit modernen Familienlebens zu gelangen.

Dennoch kann kaum ein Zweifel daran bestehen, daß die meisten Leute der Auffassung sind, es gäbe heute mehr familiäre Konflikte als früher, ja, die Familie sei eines der wesentlichen Konfliktfelder moderner Gesellschaft. Im Gegensatz zu allzu harmonistischen Vorstellungen vom trauten Heim geht sowohl die ältere wie die jüngere Generation davon aus, daß es heute einen Generationskonflikt gäbe, dessen Ursache in der Familie angesiedelt wird. Weniger manifest ist auch von einem Konflikt der Geschlechter die Rede, vom Kampf der Frau um ihre Emanzipation. (Kluge Frauen sagen: Die Emanzipation der Frau sei die Emanzipation des Mannes.) Aber abgesehen von diesen Konflikten um die Familienstruktur, also um die konkrete Ausformung der Eltern-, Kindes- und Geschlechtsrollen, gibt es Anzeichen für eine Vielzahl alltäglicherer, banalerer Konflikte: um das Haushaltsgeld bzw. das Taschengeld, um Ausmaß und Priorität der Anschaffungen, über die Art und Weise der Kindererziehung, Ausmaß, Intensität und Richtung außerfamiliärer Kontakte, Freizeitgestaltung, Wahl der Fernsehprogramme, Bedeutung der Verwandten der männlichen und der weiblichen Linie usw. Es führt nicht viel weiter, diese Phänomenologie mehr oder weniger konflikthafter familiärer Episoden vervollständigen, klassifizieren oder

gar erklären zu wollen. Was uns als familiärer Konflikt sichtbar wird, hat in den meisten Fällen seine unentwirrbaren Wurzeln im Geflecht der diffusen und komplexen familiären Beziehungen oder den Beziehungen der Familie bzw. einzelner ihrer Glieder zu anderen Bezugsgruppen.

Wenn wir über das Episodenhafte hinauskommen wollen, wenn wir mehr über die Konflikthaftigkeit der modernen Familie erfahren wollen, so müssen wir versuchen, die Ebene der konkreten Beschreibung zu verlassen, und nach den strukturellen Zwängen fragen, denen die moderne Familie ausgesetzt ist. Dann zeigt sich plötzlich, daß die Konflikthaftigkeit der modernen Familie in gewissem Sinne für ihre gesellschaftliche Existenz konstitutiv ist oder aber daß gerade in solcher Konflikthaftigkeit Familie in der modernen Gesellschaft sich zu bewähren imstande ist. Diesen Gedanken möchte ich im folgenden zu entwickeln versuchen.

2. Analytische Überlegungen

»Wie sieht die deutsche Familie aus? Gott lob sind unsere Familien in der großen Mehrzahl noch gesund . . . Aber es treten schon Anzeichen gewisser Zersetzungserscheinungen hervor, die unsere Familien bedrohen. Das Familienleben hat im Laufe der letzten Jahrzehnte an innerer Kraft, Reinheit und Tiefe eingebüßt, der Familiensinn und das Familienbewußtsein Schaden gelitten, die Familienfreundlichkeit und das Familienwachstum nachgelassen. Überspannter Intellektualismus, krasser Materialismus, zügelloser Individualismus machten sich bekanntlich mehr und mehr breit und erschütterten zunächst in der Praxis das Fundament der Familie, die monogame Dauerehe, um dann auch noch ein passendes theoretisches System zu suchen . . . Auch die volkswirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte war den Gemeinschaftsbeziehungen abträglich, die die Familienbände ehemals fest geknüpft hatten. Die Familienwirtschaft war einst eine Produktions-, Konsumtions- und Hausgemeinschaft, eine Erziehungs-, Bildungs-, und Vermögensgemeinschaft. Diese Gemeinschaften wurden teils ganz aufgelöst, teils erheblich gelockert¹⁰.«

In diesem aus dem Jahre 1918 stammenden Zitat kommt ein rückwärtsgewendetes Krisenbewußtsein der Familie zum Ausdruck, das zwar der Formulierung nach heute überholt klingen mag, dennoch im Kern von der heute verbreiteten »Sorge um die Familie« nicht wesentlich abweicht. René König hat als erster Begriffe entwickelt, mit denen das Knäuel von richtigen Einsichten und emotionalen Vorurteilen entwirrt werden kann. Er unterschied zwischen *Desintegration* und *Desorganisation* von Familie¹¹. Unter *Desorganisation* ist der Zerfall der Funktionsfähigkeit einer Familie zu verstehen – also »Zersetzungserscheinungen« im Sinne des obigen Zitats – während *Desintegration* der Familie die Herauslösung der Familie aus um-

fassenderen gesellschaftlichen Zusammenhängen, wie Produktion, Bildung und Politik, meint. Desintegration bezeichnet somit das Verhältnis der Familie im allgemeinen zu den übrigen gesellschaftlichen Teilbereichen; Desintegration meint also ein gesellschaftliches Verhältnis von Familie, das mit der konkreten Situation der Einzelfamilie nur in sehr vermittelter Weise zu tun hat. Desorganisation dagegen meint einen Zustand einzelner Familien, die Auflösung ihrer Binnenstruktur und Funktionsfähigkeit. Das retrospektive Krisenbewußtsein geht implizit von der Annahme aus, daß die Desintegration der Familie ihre massenhafte Desorganisation zur Folge habe; dieser Zusammenhang wird von der neueren Familiensoziologie in Frage gestellt und differenzierter zu deuten versucht.

2.1. Die Ausdifferenzierung der »Gattenfamilie«

Der etwas mißverständliche Ausdruck »Desintegration« hat sich zur Bezeichnung der veränderten gesellschaftlichen Stellung der Familie in der Neuzeit nicht durchgesetzt, so daß wir besser von einer Herausbildung der Familie aus einem engen gesamtgesellschaftlichen Lebenszusammenhang sprechen können. Dieser gesamtgesellschaftliche Zusammenhang ist seinerseits lockerer geworden: Die Herausbildung der Familie als einem eigenen – und wie wir sehen werden – spezialisierten Lebenszusammenhang ist eigentlich nur ein Aspekt eines umfassenderen Veränderungsprozesses der Gesellschaft, den wir als »gesellschaftliche Differenzierung« bezeichnen wollen. Aus dem diffusen, aber umfassenden Lebenszusammenhang von an Grund und Boden gebundenen feudalen Ordnungen, in denen religiöse, wirtschaftliche, politische und familiäre bzw. verwandtschaftliche Faktoren eng verwoben waren¹², haben sich im Zuge der neuzeitlichen Entwicklungen verselbständigte gesellschaftliche Teilbereiche wie Wirtschaft, Politik, Religion, Bildung und Wissenschaft usw. herausgebildet, die sich auf ganz bestimmte, gesellschaftlich notwendige Funktionen spezialisiert haben und untereinander nur in relativ losen Beziehungen stehen. Einige Vorbedingungen für den raschen und vergleichsweise reibungslosen Ablauf dieses Differenzierungsprozesses in Europa lassen sich bis in die Antike zurückverfolgen, und sie hängen nicht zuletzt damit zusammen, daß dem Verwandtschaftssystem in der abendländischen Kultur seit ihrem Beginn eine weit geringere Bedeutung zukam als in zahlreichen anderen Hochkulturen¹³. Auch das Christentum hat geschichtlich gesehen – überwiegend als antifamilialistische Kraft gewirkt und in seiner frühzeitigen Ausbildung einer überregionalen religiösen Organisation und den daraus resultierenden Konflikten zwischen »geistlichem« und »weltlichem« Regiment die Entwicklung des modernen Trennungsdenkens begünstigt, welches seinen institutionellen Niederschlag in den Freiheitsrechten der modernen Verfassung gefunden hat. Die Unterscheidung von »Staat« und »Gesellschaft« (worunter vor allem die

bürgerliche Gesellschaft freier Wirtschaftssubjekte zu verstehen war) oder der Kampf um die Trennung von Kirche und Staat sind charakteristische Ausdrücke für die vor allem im 19. Jahrhundert fundamental zum Durchbruch kommenden strukturellen Differenzierungsprozesse.

In unserem Zusammenhang interessiert nur die Folge dieser Prozesse für die Institutionalisierung der familiären Beziehungen: Die eigentliche Stabilitätsgrundlage des europäischen Feudalsystems war nicht die Verwandtschaft, sondern die Gefolgschaft; das Lehenswesen war die umfassende Lebensform der feudalen Epoche. Das »ganze Haus« als Wohn- und Wirtschaftseinheit konnte durchaus mehrere Familien im modernen Sinne umfassen, die nicht durch verwandtschaftliche Bande verbunden waren. Dieser feudale Lebenszusammenhang ist durch die gesellschaftlichen Differenzierungsprozesse aufgebrochen worden, wobei die Abschaffung der Hausherrschaft, die Einführung des bürgerlichen Rechts und nicht zuletzt die allgemeine Schulpflicht wesentliche Marksteine der Entwicklung waren. Das Trennungsdemokratie schlägt nunmehr bis auf die Ebene der alltäglichen Lebensverhältnisse durch: Trennung von Familie und Gesinde, Trennung von Haushalt und Betrieb, Trennung von Familie und Schule, von Hausgemeinde und Pfarrei usw.

Man hat diese Entwicklung lange Zeit als »Funktionsverlust der Familie« interpretiert, aber selbst aus meinen sehr summarischen Ausführungen dürfte bereits deutlich werden, daß das »ganze Haus« als typische vorindustrielle Lebensform nicht mit der Familie – weder im Sinne der modernen Kleinfamilie noch eines größeren Verwandtschaftsverbandes wie in Stammesgesellschaften – gleichgesetzt werden kann. Das charakteristische Phänomen ist das Hervortreten der aus Eltern und Kindern bestehenden Kernfamilie als gesellschaftstypischer Haushaltsgemeinschaft. Derartige »Kleinfamilien« gab es auch schon in vorindustrieller Zeit in größerer Zahl, aber überwiegend in den Unterschichten, so daß wir sie nicht als »gesellschaftstypisch« bezeichnen können.

Charakteristisch für die moderne Kleinfamilie ist ihre Trennung, ja Distanzierung von den übrigen gesellschaftlichen Lebensbereichen. Familie wird jetzt sozusagen zur institutionalisierten Privatsphäre, wobei auch die Trennung von öffentlicher und privater Sphäre ein Aspekt des gesellschaftlichen Differenzierungsprozesses ist. Unsere gesamte Rechtsordnung ist darauf eingerichtet, daß die Kernfamilie als verselbständigte Haushaltseinheit existiert. Auch eine gewisse Distanzierung der Kernfamilie von der weiteren Verwandtschaft ist damit sozusagen gesellschaftlich mit erwartet. Allerdings war dieser Familientypus zunächst weitgehend nur von den mittleren Sozialschichten realisierbar; daß sich der überwiegende Teil der Arbeiterschaft eine eigene abgeschlossene Wohnung als Vorbedingung für die Führung eines eigenständigen Familienhaushaltes im gesellschaftstypischen Sinne leisten kann, ist ein Phänomen, das sich erst im Laufe dieses Jahrhunderts allmählich durchgesetzt hat.

2.2. Folgeprobleme

Die Folgen dieser gesellschaftlichen Veränderungen für die Konstitution des modernen Familientypus möchte ich in fünf Thesen formulieren:

- a) *Die Familie wird zu einem spezialisierten Lebenszusammenhang.* Der amerikanische Soziologe Mc. Iver drückt dies in einer die These vom Funktionsverlust der Familie paraphrasierenden Formel aus: Indem die Familie ihre Funktionen verlor, fand sie ihre eigene. Abgesehen von ihrer sozusagen begriffsnotwendigen Funktion der Reproduktion, wird von der modernen Familie in spezifischer Weise die Sozialisation der Kinder, insbesondere in den ersten Lebensjahren, erwartet. Familie ist der Ort, wo Kinder großgezogen werden sollen und in einem erheblichen Maße die ihren späteren Charakter prägenden Motivationen und Wertorientierungen erwerben, wie wir bereits oben (1.2) ausführten. Darüber hinaus nimmt die Familie typischerweise noch weitere Funktionen wahr, von denen eine, die »soziale Placierungsfunktion« (d. h. der Umstand, daß familiäre Herkunft nach wie vor die Chancen sozialer Teilhabe und sozialen Aufstiegs entscheidend mitbestimmen), heute besonders kritisch betrachtet wird; hier handelt es sich typischerweise um einen Zusammenhang zwischen der Familie und weiteren gesellschaftlichen Bereichen, der dem modernen Trennungdenken widerspricht. Weitere Funktionen im Bereich von Konsum, Haushalt und Freizeit kann man etwa unter dem Begriff der Regenerationsfunktion zusammenfassen, wozu auch die immer noch keineswegs zu unterschätzenden Krankenpflegeleistungen der Familie zu zählen wären. Endlich darf auch nicht verkannt werden, daß der Bereich der Gefühlsbeziehungen (einschließlich der sexuellen) in der Familie, der von den Familienmitgliedern in der Regel am unmittelbarsten als das »Wesentliche« von Ehe und Familie erlebt wird, nicht nur in soziologischer, sondern auch in gesellschaftspolitischer Perspektive durchaus eine soziale Funktion der Familie darstellt, die man etwa als »emotionale Stabilisierung« bezeichnen könnte. Dem herrschenden Bewußtsein entsprechend ist also Familie eine auf Reproduktion, Sozialisation, Regeneration und emotionale Stabilisierung spezialisierte gesellschaftliche Institution geworden, d. h., es wird die Erfüllung gerade dieser Funktion von ihr gesellschaftlich erwartet und zum Kriterium ihrer Funktionsfähigkeit oder – negativ ausgedrückt – zur Bestimmung des Grades ihrer Desorganisation gemacht.
- b) *Erst im Zuge der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der Familie profilieren sich die familiären Rollen, die die Kernfamilie konstituieren:* Vater, Mutter, Sohn und Tochter bzw. Ehemann, Ehefrau, Bruder, Schwester werden nunmehr erfahrbare Realitäten sui generis, die vom übrigen Lebenszusammenhang deutlich getrennt sind. Der Vater ist im typischen Fall nur noch Vater (und z. B. nicht mehr Vorgesetzter), der Bruder ist nur noch Bruder (und z. B. nicht Klassenkamerad) usw. Familiäres Verhalten kri-

stallisiert sich zu Rollen in dem in These a) entwickelten spezialisierten Lebenszusammenhang.

Diese Tendenz ist allerdings im Alltagsbewußtsein noch kaum verankert und nicht für alle Familienmitglieder gleich durchgeführt. Vor allem »Nur-Hausfrauen« sind nach wie vor nahezu ausschließlich auf die Familie zentriert. Für sie gilt nicht, was bereits Georg Simmel als das Charakteristische des modernen Menschen ansah, daß er nämlich in »sich kreuzenden sozialen Kreisen« lebt oder – wie es die Rollentheorie ausdrückt – eine vielfältige Rollenausstattung besitzt. Für die »Nur-Hausfrau« ist also die Familie erlebnismäßig nach wie vor so etwas wie ein umfassender Lebenszusammenhang, während die übrigen Familienmitglieder, insbesondere der Vater, aber auch die Kinder, mit zunehmendem Alter neben der Familie auch in anderen, sie zentral betreffenden Bezugssystemen stehen.

In dem Maße, als das Familienleben auch im gesellschaftlichen Bewußtsein sozusagen »aus der Mutter-Perspektive« betrachtet wird, führt dies zu einer Überforderung des familiären Zusammenhangs und – daraus resultierend – zu einem Krisenbewußtsein der Familie. Viele familiäre Erwartungskonflikte hängen mit dieser restringierten sozialen Position der »Nur-Hausfrau« zusammen und erklären möglicherweise auch den bereits erwähnten Umstand, daß mit zunehmender Ehedauer immer weniger Frauen ihre Ehe als »glücklich« bezeichnen. Die Forderung nach »Emanzipation« der Frau läßt sich aus dieser Perspektive als Forderung nach einer komplexeren Rollenausstattung auch für die verheiratete Frau verstehen, also als Forderung nach Anteilnahme an außerfamiliären Bezugskreisen, wobei m. E. die Berufstätigkeit nur eine Alternative unter mehreren darstellt. Einer solchen außerfamiliären Betätigung steht jedoch gerade in Deutschland noch weit stärker als in anderen europäischen Ländern die geringe innerfamiliäre Betätigung des Mannes entgegen. In diesem Sinne ist auch die These zu verstehen, daß die Emanzipation der Frau nicht ohne eine Emanzipation des Mannes gelingen könne: Wie sich die Frau zu außerfamiliären Rollen emanzipieren muß, so der Mann zu seiner innerfamiliären Rolle, was nicht selten auch eine gewisse Distanzierung zur Berufsrolle voraussetzt.

Auch (und gerade) in vollständigen Familien sind somit familiäre Konflikte oft durch fehlende Übereinstimmung in den gegenseitigen Erwartungen im Hinblick auf Familie und Ehe bestimmt. Diese Konflikte resultieren teilweise aus kulturellen Deutungsmustern (etwa der Geschlechtsrolle) und ihrem Wandel. Kulturelle Spannungen schlagen sich in familiären Konflikten nieder.

- c) *Die moderne Familie ist störungsanfällig.* Nicht nur in bezug auf kulturelle Spannungen, sondern auch auf weit konkretere Gegebenheiten partizipieren die Familien an gesellschaftlichen Spannungen und können durch sie in Konflikte geraten: Eine zentrale Abhängigkeit der Familie besteht dabei auf wirtschaftlichem Gebiet, und zwar nicht nur in finanzieller, sondern

auch in sozialer Hinsicht. So bedingt die Arbeitslosigkeit des Mannes – auch im Falle ausreichender sozialer Sicherung – häufig erhebliche familiäre Spannungen, wie zahlreiche Untersuchungen nachweisen. Vor allem die Schichtarbeit, aber auch Berufstätigkeiten, die unregelmäßige und längere Abwesenheit des Vaters von zu Hause voraussetzen, beeinflussen den familiären Zeitablauf und interferieren mit dem Zeithaushalt etwa der Schulkinder und beeinträchtigen die ebenfalls an bestimmte Zeiten gebundenen Freizeitmöglichkeiten. Daß politische Gegensätze (häufig mit Generationenkonflikten verknüpft) gesellschaftliche Spannungen in die Familien hineintragen, ist ein gerade in jüngster Zeit notorisches Phänomen. Allgemein läßt sich sagen, daß aus dem Umstand, daß die Familienmitglieder heute in der Regel an anderen gesellschaftlichen Bezugssystemen partizipieren, die Gefahr besteht, daß bestimmte Probleme dieser Bezugssysteme als Spannungen und Konfliktpotential auf die Familie zurückschlagen; so etwa auch im Falle von Schulschwierigkeiten von Kindern. Der Umstand, daß jedes Familienmitglied außerhalb der Familie unterschiedlichen Bezugsgruppen angehört und damit unterschiedlichen Spannungsfeldern ausgesetzt ist, läßt erkennen, daß unter den strukturellen Bedingungen moderner Gesellschaft bereits durch äußere Einflüsse ein erhebliches Konfliktpotential für die familiären Beziehungen sich ansammelt. Die zentrale Frage in unserem Zusammenhang ist nun die, inwieweit und unter welchen Bedingungen sich derartige Spannungspotentiale innerfamiliär auswirken.

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir etwas weiter ausholen: Hochdifferenzierte Gesellschaften wie die unsere sind generell durch ein hohes Maß an internen Spannungen verschiedener Art gekennzeichnet. Jedes soziale Gebilde in ihnen steht einem Übermaß an Möglichkeiten und Gefährdungen gegenüber, mit denen es in irgendeiner Weise fertig werden muß. Zur Bewältigung dieser Überkomplexität der Umwelteinflüsse bedienen sich soziale Gebilde in der Regel vor allem zweier Strategien: zum einen der Strategie der Verfestigung und Formalisierung der Grenzen des eigenen sozialen Systems und zum anderen der Strategie der internen Arbeitsteilung, wodurch das eigene soziale System befähigt wird, mit mehr Möglichkeiten und Gefahren umzugehen. Beide Strategien werden in der Regel kombiniert angewandt und führen dazu, daß sich erfolgreiche soziale Gebilde in unserer Gesellschaft durch einen überdurchschnittlich hohen Organisationsgrad auszeichnen.

Über eine entsprechende Organisation, d. h. die Aufrichtung von Grenzen zwischen sich und seiner Umwelt und interne Arbeitsteilung, erlangen soziale Gebilde ein höheres Maß an Autonomie und Unabhängigkeit sowie eine höhere Selbststeuerungskapazität. Dies wird besonders deutlich im Falle von Wirtschaftsunternehmen, deren Chancen, sich in der Konkurrenz durchzusetzen, um so mehr steigen, je größer sie sind, je stärker arbeitsteilig sie organisiert sind und je besser sie sich von Einflüssen seitens

des Staates, seitens der Gewerkschaften oder von wem auch immer abschotten können. Diese Chance größerer Autonomie ist es vor allem, welche die immanente Tendenz zum immer größeren Betrieb erklärt. Dasselbe läßt sich auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen zeigen: Auch die Gewerkschaften, die Kirchen, die Wohlfahrtsverbände, ja sogar die Schulen erhalten einen immer stärkeren organisatorischen Charakter, werden größer und arbeitsteiliger, um ihre Leistungen zu erbringen und eine gewisse Unabhängigkeit sich zu erhalten.

In unserem Zusammenhang entscheidend ist nunmehr die Einsicht, daß diese typische Strategie der Bewältigung von Umwelteinflüssen für eine Familie nur in minimalen Ansätzen realisierbar ist, und zwar aus zwei Gründen. In erster Linie, weil der gesellschaftlich dominierende Typ der Kernfamilie rein zahlenmäßig zu klein ist, um sich eine komplexe Organisation leisten zu können. Er besteht in der Regel nur aus zwei erwachsenen Personen, und wenn man im Anschluß an die Krankheitsstatistiken davon ausgeht, daß ein erwachsener Mensch etwa fünf Prozent seiner Arbeitszeit krank ist, so zeigt sich, daß selbst in einer vollständigen Familie während etwa zehn Prozent des Jahres eine volle Funktionsfähigkeit bereits aus Gesundheitsgründen nicht gegeben ist. So ergibt sich also schon aus sehr praktischen Gründen eine typische Verletzlichkeit des heutigen Familientypus, was nicht zuletzt zur Forderung geführt hat, daß sich Kleinfamilien in irgendeiner Form wieder zu größeren Einheiten zusammenschließen sollten, um auf diese Weise eine erhöhte Eigenkomplexität und damit eine geringere Störungsanfälligkeit gegenüber äußeren Einflüssen zu erwerben. Besonders gravierend ist diese Störungsanfälligkeit natürlich in einkommensschwachen Familien, wo der Ausfall einer Erwerbsperson bereits die Möglichkeiten materieller Bedürfnisbefriedigung entscheidend einschränkt.

Der zweite Gesichtspunkt, weshalb es so schwierig ist, daß die Familie die von ihr erwarteten Funktionen angemessen erfüllen kann, bezieht sich auf das Problem der Abgrenzung gegenüber der Umwelt: Sofern eine eigene Wohnung oder gar ein eigenes Haus vorhanden ist, sind zwar die grundlegenden Voraussetzungen hierfür geschaffen; aber wenn die Familie ein Eigenleben führen will, muß sie eine noch weitergehende Abgrenzungsleistung vollbringen, die gleichzeitig das Leben innerhalb der Familie als »sinnvoll«, ja bereichernd erscheinen läßt. Man könnte unter Aufnahme eines religionssoziologischen Begriffs davon sprechen, daß die Familie zur Erfüllung ihrer Funktionen eine *Kosmisierungsleistung* vollbringen muß, d. h., sie muß nicht nur äußerlich abgegrenzt sein, sondern sie muß sich sinnhaft von ihrer Umgebung absetzen; sie muß eine eigene Welt darstellen, eine eigene Geschichte entwickeln oder – um es mit einem modernen Schlagwort zu sagen – eine Identität gewinnen¹⁴. Diese sinnhafte Abgrenzung scheint aus soziologischer Perspektive gerade für solche soziale

Systeme von Bedeutung, die es sich nicht leisten können, durch organisatorische Maßnahmen ihre Identität zu erhalten. Für Familien ist diese Forderung noch von besonderer Bedeutung im Zusammenhang mit den ihnen zugesprochenen Funktionen der Sozialisation der Kinder und der emotionalen Stabilisierung. Charakteristischerweise vermögen hochorganisierte Gebilde ja gerade nicht solche Formen von »Sinn« zu vermitteln, wie sie für die individuelle Lebensführung gebraucht werden. Anonymität und emotionale Neutralität sind spezifische Charakteristika hochorganisierter Gebilde. Gerade aus diesem Grunde wird ja der Familie die Funktion emotionaler Stabilisierung heute in so hohem Maße zugemutet. Leidenschaftlichen kann sich unsere Gesellschaft im übrigen nur noch in belanglosen Formen des Sports oder der Stammtischpolitik leisten.

Inwieweit und unter welchen Bedingungen Familien zu solch sinnstiftender Tätigkeit imstande sind, ist eine noch weitgehend unerforschte Frage. Man kann annehmen, daß hier sowohl feste Familientraditionen als auch moderne Formen partnerschaftlichen Umgangs und gleichgerichtete Interessen eine erhebliche Bedeutung besitzen. Ein wichtiger Faktor in diesem Zusammenhang ist auch die Partnerwahl, und aus dieser Perspektive scheinen die immer wieder zu beobachtenden Formen der Endogamie, d. h. des Heiratens von Personen etwa gleichen Alters, gleicher sozialer Herkunft und gleicher weltanschaulicher Einstellung, als durchaus förderlich. Gleichzeitig ergibt sich daraus, daß ein gewisses Maß an Binnenorientierung der Familie notwendig erscheint, so daß zumindest gewisse Postulate einer Aufgabe des familiären Zusammenhangs zugunsten größerer Gemeinschaften vermutlich bestimmte Familienfunktionen beeinträchtigen würden. Andererseits besteht natürlich auch die Gefahr einer Isolierung der Familie, einer allzu starken Konzentration auf sich selbst, woraus ein Erfahrungsverlust vor allem für diejenigen Personen resultieren kann, die in der Familie ihre wesentliche Bezugsgruppe sehen, also wiederum die Nur-Hausfrau. Optimale Voraussetzung für die Erfüllung der familiären Funktionen scheinen dort gegeben, wo der familiäre Zusammenhang so selbstverständlich ist, daß sich die Familie für Kommunikationen mit der Außenwelt ohne Beeinträchtigung ihrer eigenen Stabilität öffnen kann. Nur unter diesen Voraussetzungen bleibt die Familie auch für die heranwachsenden Kinder attraktiv und wirkt sich nicht als ein die Lebensmöglichkeiten einschränkender Sozialzusammenhang aus.

- d) *Die moderne Familie ist eine sich selbst auflösende Gruppe geworden.* Während der ältere Sozialverband des »ganzen Hauses« in der Regel die Generationen überdauerte, die Dauerhaftigkeit des sozialen Gebildes im wesentlichen auf Eigentums- oder sonstige Rechte an Grund und Boden gegründet war und sich daher vom Leben der Einzelpersonen teilweise ablösen ließ, durchläuft die moderne Familie typischerweise einen »*Familienzyklus*«, der sich etwa in folgende Phasen unterteilen läßt: Partner-

wahl, Haushaltsgründung, Reproduktions- und Kleinkindphase, Ausbildungsphase der Kinder, »leeres Nest« (Kinder haben den elterlichen Haushalt verlassen), Auflösungsphase (Krankheit und Tod eines Ehegatten). Für jede dieser Phasen lassen sich spezifische Aussagen über besondere Bedürfnisse, Leistungen und Notwendigkeiten treffen, doch würde dies hier zu weit führen.

In unserem Zusammenhang entscheidend ist die Einsicht, daß der Übergang von einer Phase in eine andere stets Anpassungsleistungen einer Familie voraussetzt, Umstellungen, die sowohl das sachliche wie das emotionale Gefüge einer Familie belasten können. Insofern sind »Entwicklungskrisen« dem modernen Familientyp strukturell einprogrammiert. Dieser Zyklus selbst ist kein Desorganisationszeichen der Familie, aber es ist zu vermuten, daß der Übergang von einer Phase zu einer anderen Ansatzpunkt für das Durchbrechen von Desorganisationstendenzen (z. B. Scheidung) sein kann.

- e) *Die Stabilität der Paarbeziehung wird zur entscheidenden Grundlage der »isolierten Kleinfamilie«*: Dies ist eine geradezu selbstverständliche Konsequenz der vorangehenden Thesen. Wir können daher auch sagen, die moderne Familie ist eine »Gattenfamilie« (E. Durkheim), d. h., sie entsteht durch den mehr oder minder freien Entschluß zweier Partner, als Gatten ihr Leben zu führen. Das Verhältnis der Ehepartner ist eine entscheidende Voraussetzung für die Funktionsfähigkeit der Familie. Angesichts der tendenziellen Isoliertheit der Kleinfamilie sind die Partner zur Konfliktaustragung in erheblichem Maße auf sich selbst angewiesen; der gleichzeitig kontrollierende und Konflikte mäßigende Einfluß der weiteren Verwandtschaft ist stark zurückgetreten. Von daher erklärt sich auch der zunehmende Bedarf nach Ehe- und Familienberatung sowie die zunehmende Psychologisierung familiärer Beziehungen. In dem Maße, als äußere Stabilisierungen der Familie zurücktreten und diese eine auf sich selbst gestellte »vibrierende Einheit« geworden ist, kommt dem Zueinanderpassen der Familienmitglieder, d. h. ihren psychischen Dispositionen, wachsende Bedeutung zu. Gleichzeitig werden differenziertere Formen des sozialen Umgangs einschließlich der Austragung von Konflikten, der Artikulation und Berücksichtigung von Interessen und Bedürfnissen wie auch differenziertere Formen der Berücksichtigung der Außenbeziehungen der einzelnen Familienpartner unerläßliche Vorbedingung für die Stabilität des Gruppenzusammenhangs und zur Verhinderung einer emotionalen Überlastung der Familie. Diese Forderungen werden um so dringlicher, je stärker traditionale Faktoren der Familienstabilität zurücktreten. Von daher werden auch die in Ziff. 1.2. erwähnten Sozialisationsziele nicht nur verständlich, sondern als spezifisch familiäre Leistung nachvollziehbar.

Zusammenfassend ergibt sich aus diesen Überlegungen, daß die moderne Familie zwar gesellschaftlich recht fest institutionalisiert ist, aber gleichzeitig ein recht verletzlich Gebilde darstellt. Die Familie als Institution scheint kaum gefährdet, weil sie nach wie vor wesentliche gesellschaftliche Leistungen erbringt, die auf andere Weise kaum angemessener und niemals zu so geringen Kosten erbracht werden können. Gleichzeitig erscheint die *Familie aber als ein tendenziell überlastetes gesellschaftliches Teilsystem*, das aus sich selbst heraus nicht die genügenden Kräfte besitzt, um mit den Spannungen, die aus der Dynamik anderer gesellschaftlicher Teilbereiche resultieren, fertig zu werden. Wir wollen uns daher nach einer kurzen Erörterung familiärer Desorganisationstendenzen der Frage zuwenden, wie übermäßigen Belastungen der Familie entgegengewirkt werden kann.

2.3. Soziale Desorganisation der Familie

Das bisher Gesagte läßt noch keine schlüssige Antwort darauf zu, ob die im vorangehenden beschriebene gesellschaftliche Desintegration der Familie tendenziell ihre Desorganisation zur Folge hat. Zum einen erweist sich die verselbständigte und anscheinend isoliert lebende Kleinfamilie als ein prekäres soziales Gebilde, das für Desorganisationsphänomene anfällig erscheint; zum anderen zeigt jedoch die alltägliche Erfahrung wie auch eine Reihe von Forschungsarbeiten, daß der Anteil der weitgehend funktionsfähigen Familien nach wie vor sehr erheblich ist. Erhebliche Desorganisationserscheinungen sind nur bei einer Minderheit von Familien feststellbar. Eine gewisse Erklärung dafür, weshalb das prekäre Gebilde »Kleinfamilie« nach wie vor eine erhebliche Stabilität besitzt, ergibt sich aus neueren familiensoziologischen Untersuchungen, welche zeigen, daß die Isolation der Familien im Durchschnitt gar nicht so stark ist, wie man gemeinhin annimmt. An die Stelle einer Integration in den Verwandtschaftsverband sind typischerweise Freundeskreise oder, genauer gesagt, Freundschaften mit verschiedenen Paaren getreten, wobei im typischen Fall diese Freundeskreise nicht geschlossen sind, sondern den Charakter eines offenen Netzwerkes von Beziehungen zwischen einer größeren Zahl von Familien annehmen, von denen jeweils viele miteinander bekannt, jedoch nur wenige (und jeweils nicht die gleichen) zum Freundeskreis bestimmter Paare gehören. Derartige Beziehungen erleichtern natürlich den Aufbau stabiler Auffassungen über Familie und Ehe, sie treten damit teilweise an die Stelle traditionaler Bindungen und fördern die geforderte Kosmiserungsleistung der einzelnen Familie. Dies kann vor allem deshalb leicht geschehen, weil sich diese Netzwerke anscheinend vor allem unter »erfolgreichen Familien« entwickeln. Dieses Phänomen ist allerdings erst für amerikanische Verhältnisse beschrieben worden¹⁵, doch scheint es mir plausibel, daß auch bei uns ähnliche Ten-

denzen bestehen: »Erfolgreiche Familien«, das sind Familien, in denen es keine Scheidungen gibt, in denen die Kinder keine Schulschwierigkeiten haben, in denen keine Kriminalitätsfälle auftreten, niemand arbeitslos ist usw. Wenn sich erfolgreiche Familien nur ihrerseits wiederum mit erfolgreichen Familien assoziieren, so bedeutet dies, daß »nicht erfolgreiche« Familien, d. h. solche, die es nicht mehr fertigbringen, ihre Schwierigkeiten (die ja fast in jeder Familie und Ehe vorhanden sind) erfolgreich zu verbergen, von solchen Kreisen ausgeschlossen werden. Daraus läßt sich folgern, daß *vermutlich gerade diejenigen Familien, deren Konfliktpotential größer ist als ihre Fähigkeit zur Konfliktverarbeitung, sozial isoliert werden*, und zwar vermutlich aufgrund eines doppelseitigen Prozesses: Zum einen tendieren die erfolgreichen »Gerechten«, sich von »schlechten Familien« zu distanzieren, zum anderen sind diese Familien selbst überlastet und finden gar nicht die Kraft, ausreichend Kontakte mit ihrer Umwelt herzustellen. Zudem erscheint die Isolierungstendenz als eine rationale Reaktion dann, wenn man damit rechnen muß, daß die Wahrnehmung der familiären Schwierigkeiten andere Personen oder Paare veranlassen könnte, sich von einem zurückzuziehen. Wer ein behindertes Kind, wer Eheschwierigkeiten hat, wer nervlich überlastet ist, tendiert also dazu, sich zu isolieren, und es ist gar nicht nötig, daß er von den »Erfolgreichen« stigmatisiert wird.

Darüber hinaus ist zu vermuten, daß die »erfolgreichen Familien« nicht nur sich selbst, sondern gleichzeitig das herrschende Familienideal stabilisieren, denn sie sind unter diesem Ideal erfolgreich. Konkurrierende Familienformen können demzufolge in unserer Gesellschaft nur als defizitäre Formen auftreten, die schon deshalb tendenziell disqualifiziert werden. *Nur wenn erfolgreiche Familien zu neuen Familienformen tendieren würden, also z. B. größere Wohngemeinschaften gründen würden, wäre ein Strukturwandel von Familie zu erwarten.*

Familiäre Instabilität kann die verschiedensten Ursachen haben: Am offenkundigsten sind die Phänomene unvollständiger Familien, sei es aufgrund außerehelicher Mutterschaft oder des Verlustes eines Gatten infolge von Tod oder Scheidung. Aber auch in äußerlich vollständigen Familien lassen sich verschiedene Formen der Instabilität feststellen, sei es infolge externer Ereignisse oder interner Krisen, die sich aus dem ungewollten Rollenversagen einzelner Familienmitglieder ergeben (z. B. infolge mentaler, emotionaler oder psychischer Pathologien). Während derartige Belastungen häufig zu manifesten Konflikten führen, ist eine andere Form des funktionellen Versagens der Familie gerade durch die Absenz von Konflikten gekennzeichnet: so in Familien, in denen aufgrund eines ausgeprägten Dominanz/Abhängigkeits-Verhältnisses Konflikte verdrängt werden, oder aber in Familien, die nur noch auf der instrumentellen Ebene miteinander agieren und auf gegenseitige emotionale Beziehungen verzichtet haben. Amerikanische Untersuchungen weisen darauf hin, daß derartige nur latent desorganisierte Fami-

lien für die Entwicklung der Kinder häufig nachteiliger sind als die Auflösung des Familienverbandes¹⁶.

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß »erfolgreiche Familien« fähig sind, mit den Belastungen, denen der moderne Familientypus strukturell ausgesetzt ist, fertig zu werden; weil sie damit gesellschaftlichen Erwartungen entsprechen, werden sie auch durch andere Familien unterstützt. Sobald die Schwierigkeiten in der Familie nicht mehr verarbeitet werden können, sind unterschiedliche Formen von Desorganisationstendenzen zu erwarten, entweder Konfliktverdrängung oder offenkundige Konflikte bis zur Auflösung der Familiengemeinschaft. In beiden Fällen ist eine Isolierungstendenz der überlasteten Familie zu vermuten, die es der Familie noch erschwert, mit ihren Schwierigkeiten fertig zu werden.

3. Perspektiven einer qualitativen Familienpolitik

Nachdem im Jahre 1953 erstmals ein »Bundesministerium für Familie« eingerichtet worden war, wandte sich Helmut Schelsky als damals führender Familiensoziologe in einem scharfen Artikel gegen diese Einrichtung:

»Damit geschieht im Vergleich zur Funktion der anderen Ministerien etwas soziologisch entscheidend Neues in unserer Regierungsform: Eine in sich geschlossene, ursprüngliche und ihren Zweck und ihre Lebendigkeit in sich selbst tragende soziale Lebensform und unmittelbare Personengemeinschaft – wir Soziologen sprechen in diesem Fall von »primären Gruppen« – wird in ihrer Ganzheit und ihrem Kern, die außer- und vorstaatlich sind, unmittelbar zum Gegenstand der staatlichen Regierungskunst . . . Es liegt in dieser naiv und wohlwollend ergriffenen ganzheitlichen Schutz- und Förderungsabsicht ein Trend, den man schwerlich anders als mit dem Begriff des Totalitären bezeichnen kann . . . Die Vorstellung, daß Private und Intime die Individualität der Personengebundenheit unmittelbar mit öffentlichen Mitteln und Zugriffen stabilisieren, stärken und verlebendigen zu können, gehört zu den Paradoxa, an die sich das Macht- und Planungsbewußtsein der Regierenden unserer Zeit so sehr gewöhnt hat, daß selbst christliche Politiker nicht mehr spüren, wie sehr sie darin den Grundimpulsen eines fortschrittsüchtigen Aufklärungszeitalters erlegen sind . . . Die Aufgabe, die der Familienminister übernommen hat, könnte man unter diesem Aspekt mit dem boshaften Wort von Karl Kraus als »Die Mission einer Landplage« bezeichnen, insofern sie darin besteht, das Thema der Familie im politischen Bereich und in der öffentlichen Diskussion nun von Amts wegen nicht mehr zur Ruhe kommen zu lassen, obwohl die tiefe soziale und menschliche Sicherheitsleistung der Familie für ihre Glieder und für die Gesamtgesellschaft eben in der Ruhe besteht, in der man sie nicht läßt¹⁷.«

Die erste Phase deutscher Familienpolitik gab jedoch zu solchem Argwohn wenig Anlaß. Sie war am »Wesen der Familie orientiert« und bestand im wesentlichen in der Förderung verschiedener Formen finanziellen Familienlastenausgleichs, insbesondere in Form von Steuervergünstigungen und Kindergeld. Es gelang dem Ressort (in der Folge zu einem Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit aufgewertet) jedoch nicht, entsprechende Kompetenzen oder zumindest Mitwirkungsrechte an allen Maßnahmen zu erhalten, mit denen in anderen Ministerien Struktur oder Lebenslage der Familien beeinflußt werden¹⁸. Die Familienpolitik hat bisher keineswegs eine Gestalt gewonnen, die eine »ganzheitliche Schutz- und Förderungsabsicht« erkennen ließe. Im Gegenteil, insoweit die Familienpolitik im wesentlichen Familienlastenausgleichspolitik geblieben ist, insoweit sie also darauf verzichtet hat, staatliche Leistungen in Form von zweckgebundenen Mitteln (wie z. B. beim Wohngeld) oder von sozialen Diensten (z. B. Familien- und Eheberatungsstellen) zu erbringen, hat sie überhaupt nicht versucht, auf das Verhalten der Familien einzuwirken. Geld als die unspezifischste Form der Leistung kann beliebig verwendet werden, und es ist eine durchaus offene Frage, ob und unter welchen Bedingungen Kindergeldleistungen direkt den Kindern zugute kommen; sie werden auch weniger unter diesem Gesichtspunkt als zur Aufbesserung des Familieneinkommens als ganzem ausgerichtet.

Unsere vorangehenden Ausführungen sollten zeigen, daß das »Nicht-in-Ruhe-gelassen-Sein« der Familie nicht primär eine Folge staatlicher Familienpolitik, sondern der strukturellen Verfaßtheit des vorherrschenden Familientyps ist. Die Sehnsucht nach ungestörter Privatheit oder gar »Geborgenheit« ist zwar eine verständliche, wenn auch nicht unproblematische Erwartung an das Familienleben, aber sie ist nicht mehr naturwüchsig gegeben. Familie als institutionalisierte Privatsphäre zu betrachten entspricht durchaus ihrer gesellschaftlichen Funktionalität, aber die altliberale Überhöhung des Gegensatzes von Öffentlichkeit und Privatheit, von »Staat« und »Gesellschaft« vermag der gegenwärtigen Problemlage nicht mehr gerecht zu werden. Familie ist zu sehr Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse, als daß die Folgewirkungen eines (nicht zuletzt staatlich mitinduzierten) Wandels dieser Verhältnisse auf die Familie vernachlässigt werden könnten. Nicht um Eingriff in die familiäre Privatsphäre, aber um Gestaltung der Umweltbedingungen und Teilhabechancen der Familien muß es einer modernen Familienpolitik gehen.

Unsere Ausführungen sollten zeigen, daß nicht so sehr die Institution der Familie im allgemeinen als die Funktionsfähigkeit konkreter Familien im einzelnen gefährdet ist. Soziale Desorganisationstendenzen werden überall dort auftreten, wo entweder die familiäre Rollenausstattung unvollständig ist oder die Fähigkeit zur Konfliktverarbeitung überfordert wird. Manche dieser Konflikte mögen ihre primäre Ursache im privaten Bereich besitzen,

zahlreiche andere jedoch sind als aus den strukturellen Spannungen anderer Gesellschaftsbereiche abgeleitete Konflikte zu betrachten. Eine »am Wesen der Familie orientierte« Familienpolitik geht an dieser Problematik vorbei. Sie führt in der Praxis zu einer weiteren Begünstigung der »erfolgreichen« Familien und stellt eine besondere Facette jener *Mittelschichtorientierung der deutschen Sozialpolitik* dar, die für nahezu alle »Sozialreformen« der letzten zwei Jahrzehnte charakteristisch ist. Nicht auf die sozial Benachteiligten, sondern auf die durchschnittlich erfolgreichen unselbständigen Erwerbenden ist diese Sozialpolitik gerichtet; sie mag ihrem Schutze vor dem sozialen Abstieg dienen, sie vermag jedoch nicht die Benachteiligung derjenigen zu beseitigen, die es aus den verschiedensten Gründen »nicht geschafft haben«. Es handelt sich um eine quantitative Sozialpolitik, die ihren Erfolg im Wachstum der Sozialleistungen, nicht jedoch in ihrem Verteilungseffekt auf den Ausgleich von Lebenslagen und Lebenschancen bemißt. Als erstes Beispiel einer konsequent an sozial benachteiligten Gruppen orientierten »qualitativen« Sozialpolitik darf die in jüngster Zeit erfolgte systematische Förderung von Behinderten erwähnt werden.

Die Forderung nach einer qualitativen Familienpolitik bedeutet, daß staatliche Maßnahmen sich in erster Linie an der Beeinflussung defizitärer Soziallagen von Familien zu orientieren hätte und nicht an einer gleichmäßigen Förderung aller Familien. Das setzt allerdings eine öffentliche Erörterung dessen voraus, was Familie leisten kann und soll und welche gesellschaftlichen Faktoren die Erfüllung familiärer Funktionen beeinträchtigen. Eine solche Diskussion braucht nicht zu totalitären Konsequenzen zu führen, und Schutz von Totalitarismus ist durch öffentliche Reflexionsverbote nicht zu erreichen.

Allerdings ist ein charakteristisches Dilemma solcher Diskussionen nicht zu übersehen: Sofern qualitative Familienpolitik lediglich bedeutet, in gezielter Weise defizitäre Sozialsituationen von Familien zu beeinflussen, deren Defizit an allgemein anerkannten Standards gemessen wird, ist der Vorgang relativ unproblematisch und auch in praktische Maßnahmen transformierbar. Eine Einigung über gesellschaftliche Unwerte scheint heute wesentlich leichter als eine Einigung über gesellschaftliche Werte. Sofern jedoch qualitative Familienpolitik versuchen sollte, auch die Kriterien der Defizitbestimmung im Sinne programmatischer Wertsetzungen (etwa einer »emanzipatorischen« oder »antikapitalistischen« oder »konservativen« Erziehung) zu verändern, müßte solche Familienpolitik auf charakteristische Schwierigkeiten stoßen. Es scheint mir ein Irrtum eines Großteils derjenigen zu sein, die sich heute für unterprivilegierte Gruppen sozialpolitisch engagieren, daß sie glauben, in diesen Gruppen neue Lebensformen und neue, gegenüber den herrschenden variante oder gar konträre Wertorientierungen entwickeln zu können. Wirksame soziale Veränderungen können nur von denjenigen vorangebracht werden, die im Sinne der herrschenden Standards »erfolgreich« sind.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. etwa David Cooper, *The Death of the Family*, London 1971 (deutsch: Reinbek 1972); Kurt J. Huch, *Einübung in die Klassengesellschaft*, Frankfurt, 2. Aufl. – Als Überblick zur familienkritischen Denktradition vgl. Wolfgang Hochheimer, *Die permanente Reproduktion der autoritären Persönlichkeit*, in: *Die autoritäre Gesellschaft*, hrsg. v. G. Hartfiel, Köln und Opladen 1969, S. 54–96.
- ² Vgl. hierzu vor allem Hermann Schubnell, *Der Geburtenrückgang in der Bundesrepublik Deutschland*, Band 6 der Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Bonn-Bad Godesberg 1973, sowie Gerd-Rüdiger Rückert, *Analyse und Kommentare zur gegenwärtigen Bevölkerungsentwicklung und ihren absehbaren Trends in der Bundesrepublik Deutschland*, in: F. X. Kaufmann (Hrsg.), *Bevölkerungsbewegung zwischen Quantität und Qualität – Beiträge zum Problem einer Bevölkerungspolitik in industriellen Gesellschaften*. Verlag Enke, Stuttgart 1975.
- ³ Vgl. z. B. René König, *Alte Probleme und neue Fragen in der Familiensoziologie*, in: *Familiensoziologie – ein Reader als Einführung*. Hrsg. v. D. Claessens und P. Milhoffer, Frankfurt 1973, S. 123–143.
- ⁴ G. Lüschen und R. König (*Jugend in der Familie*, München 2. A. 1966, S. 36 ff.) schätzen, daß »schätzungsweise jeder vierte Jugendliche eine unvollständige Elternfamilie hat«. Nach dem 2. Familienbericht der Bundesregierung (Bonn 1975, S. 23) lebten 1972 0,85 Millionen oder 6 Prozent der 14,25 Millionen Kinder unter 15 Jahren in unvollständigen Familien. Darin sind die (infolge zunehmender Scheidungshäufigkeit von Ehepaaren mit Kindern wachsende Zahl der) Stiefelternverhältnisse nicht enthalten.
- ⁵ Vgl. zusammenfassend und präzisierend: U. Oevermann, *Schichtenspezifische Formen des Sprachverhaltens und ihr Einfluß auf kognitive Prozesse*, in: H. Roth (Hrsg.), *Begabung und Lernen*, Stuttgart, 8. Aufl. 1972, S. 297–356, sowie F. Neidhardt, *Schichtenspezifische Elterneinflüsse im Sozialisationsprozeß*, in: G. Wurzbacher (Hrsg.), *Die Familie als Sozialisationsfaktor*, Stuttgart 1968, S. 174–200.
- ⁶ Sehr lesenswert ist in diesem Zusammenhang der Kommissionsbericht des 2. Familienberichts der Bundesregierung, der von folgenden »Sozialisationszielen« ausgeht: Selbstsicherheit, Gewissensbildung, Entwicklung intellektueller Fähigkeiten, Leistungsmotivation, Empathie (= »Fähigkeit, die Bedürfnisse und Interessen anderer wahrzunehmen«), Solidarität, »produktive« Konfliktbewältigung (vgl. a. a. O., S. 14).
- ⁷ Zum Anteil von Lehrern und Schule vgl. M. Brusten / K. Hurrelmann, *Abweichendes Verhalten in der Schule*, München 1973.
- ⁸ Forschungsinstitut für Soziologie der Universität Köln: *Einstellungen der westdeutschen Bevölkerung zu Ehe und Ehescheidung* (1973), zit. nach 2. Familienbericht, a. a. O., S. 39.
- ⁹ Vgl. 2. Familienbericht, a. a. O., S. 38.
- ¹⁰ Friedrich Zahn, *Familie und Familienpolitik*, Berlin 1918, S. 8 f.
- ¹¹ René König, *Materialien zur Soziologie der Familie*, Bern 1946.
- ¹² In diesem Zusammenhang sei auf einen lesenswerten Aufsatz von Otto Brunner verwiesen: *Das »Ganze Haus« und die alteuropäische »Ökonomik«* (1956), wiederabgedruckt in: *Familie und Gesellschaft*, hrsg. von F. Oeter, Tübingen 1966, S. 23–56.
- ¹³ Die »Phylen« der griechischen und die »Gentes« der römischen Verfassung weisen noch auf den verwandtschaftlichen Ursprung der später rein politischen Formationen hin. Diese frühe Trennung von verwandtschaftlicher und politischer Organisation erscheint als wesentliche Bedingung für die spezifische Entwicklung der abendländischen Städteverfassungen, in denen sich der neue Typus gesellschaftlicher Organisation zuerst ausbildet.

- ¹⁴ Dieser Gesichtspunkt wird in der Familiensoziologie noch weitgehend vernachlässigt. Vgl. jedoch: Peter L. Berger / Hansfried Kellner, Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit, in: Soziale Welt, 16. Jg. (1965), S. 220–235.
- ¹⁵ Carl C. Zimmermann / Lucius F. Cervantes, Successful American Families, New York 1960.
- ¹⁶ Einen guten Überblick über den Forschungsstand gibt William J. Goode, Marital Satisfaction and Instability. A Cross-Cultural Analysis of Divorce-Rates, in: P. H. Glasser / L. N. Glasser, Families in Crisis, New York etc. 1970.
- ¹⁷ Vgl. Helmut Schelsky, Der Irrtum eines Familienministers, abgedruckt in: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, Stuttgart, 6. Aufl. 1967, S. 376 bis 389, Zitate S. 378–380.
- ¹⁸ Vgl. 2. Familienbericht, a. a. O., S. 77 f.